

Das Leben umarmen in Kuba

Autor(en): **Traitler, Reinhild**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **99 (2005)**

Heft 12

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144552>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Leben umarmen in Kuba

Auf Einladung der evangelisch-theologischen Fakultät in Matanzas haben Reinhild Traitler und Ingeborg Schultz im letzten Februar eine von Boldern initiierte «Frauenbegegnungsreise» nach Kuba durchgeführt. Wie die 25 Frauen Kuba im Alltag erlebten, schildert der folgende Bericht. Er bleibt, wie die Autorin schreibt, «eine Momentaufnahme, deren Widersprüche man nicht aushalten muss». Da ist der Mythos der Revolution allgegenwärtig, ihre grosse Errungenschaft die «soziale Gerechtigkeit». Die «Zeit davor» gilt dafür als Referenzpunkt. Da gibt es die Irritation von zwei Märkten und zwei Währungen, der prekären Wohnsituation, des fragilen Transportsystems – und der Selbstversorgung auf den Dächern und Balkonen Havannas. Da gibt es viel Kritik und wenig Dissidenz, keine Demokratie westlicher Prägung und trotzdem ein hohes Mass an Zustimmung für die Regierung Castro. Da bleibt trotz allem fraglich, ob ein Castroismus ohne Castro überleben wird. Überlebenswichtig sind Kirchen, die sich karitativ betätigen, aber auch die wechselseitige Hilfe dank Freundschaften – und die Devisen von den im Ausland arbeitenden Exilkubaner/innen.

Red.

Kleine Summa kubanischer Befreiungstheologie

Das Eigene verlässt man immer mit Klischees über das Ziel der Reise, das Andere, das lockt und anzieht. Meist haben diese Klischees mehr mit den Sehnsüchten und Mängeln im Eigenen zu tun als mit der fremden Wirklichkeit, die ja in jedem Fall eine Momentaufnahme bleiben wird, deren Widersprüche man nicht aushalten muss. Das wird vielleicht noch einmal zugespitzt, wenn man nach Kuba reist. Da mischen sich schnell einmal Bilder tropischer Exotik und afro-karibischer Rhythmen mit Vorstellungen von Revolutionsromantik und einer – vielleicht skeptischen – Bewunderung für diesen immer noch existierenden Sonderfall des Sozialismus.

Als wir uns auf die Einladung der evangelisch-theologischen Fakultät in Matanzas zu einer Besuchsreise entschlossen, schwebte uns deswegen vor, das Kuba des Alltags zu erkunden, das Kuba der erfinderischen Lebenskunst und Lebenslust seiner Menschen.

Diesen Alltag hatten wir uns vorgestellt wie einen Film von *Fernando Perez*, dessen liebevoll kundiger Blick auf das Leben der Menschen in Kuba uns schon lange beeindruckt hatte. «Das Leben ist Pfeifen» – unter diesem Motto sollte unsere Reise stehen. Die Ironie dieses Titels scheint unseren Gastgeberinnen und Gastgebern von der Fakultät nicht behagt zu haben. «Das Leben umarmen in Kuba» schlugen sie vor. Basta! Das Widerstandspotential dieses Titels ist uns Reisenden erst so nach und nach aufgegangen, in dem Mass, in dem uns die Lebensbedingungen in Kuba, sechsundvierzig Jahre nach dem Triumph der Revolution, klar geworden sind. Wir haben auch gemerkt, dass dieser Titel eine kleine Summa kubanischer Befreiungstheologie darstellt, einen Aufruf zu Einfallsreichtum, Witz und Widerstandskraft im täglichen Leben: Wie der Prophet *Hesekiel* muss man schwimmen, wenn einem das Wasser bis zum Hals

steht. Im Strom des Lebens mitschwimmen. Und alle vorhandenen Ressourcen klug zusammenhalten.

Gleichzeitig ist uns klar geworden, wie viele Ideale, Wertvorstellungen und *Errungenschaften der Revolution* für die Menschen selbstverständlich geworden und nicht mehr aus dem Alltag wegzudenken sind.

«Das Leben umarmen in Kuba, das heisst zwanzig mal am Tag jemand umarmen», sagte die Theologieprofessorin *Ofelia Ortega* bei ihrer Ansprache zur Begrüssung der Reisegruppe aus Boldern. Die vielen Abrazos sind wohl nicht nur Ausdruck kubanischer Überschwänglichkeit, sondern Teil einer Kultur, in der ständig gegenseitige Verbindlichkeit hergestellt, bekräftigt oder gestärkt wird. Man ist aufeinander angewiesen. Wenn man eine Dienstleistung braucht oder einen Draht nach oben, gibt es immer amigos, allenfalls amigos der amigos, die helfen. *Freundschaften sind lebenswichtig* und werden ständig mit Formen zeremonieller Höflichkeit und gegenseitiger Gefälligkeiten zusammengezimmert.

Soziale Sicherheit für alle

«Cualquier tiempo pasado fue peor» – was immer die *Vergangenheit* war, sie war *schlimmer*, heisst es in einem berühmten Gedicht des kubanischen Dichters *Nicola Guillen*, welches das Leben im Havanna der Fünfzigerjahre beschreibt: Den lasziven Genuss einer reichen, weissen Oberschicht, die Armut und Würdelosigkeit der schwarzen und mulattischen Masse der Bevölkerung, die Korruption und Klientelwirtschaft auf allen gesellschaftlichen Ebenen, die Käuflichkeit von Politikern und Militärs, die Kriminalität und die «traurige Blume» der Massenprostitution. Schliesslich, die Allgegenwart der Polizei und der Spitzel des *Batistaregimes* und die Selbstverständlichkeit der Gewalt im täglichen Leben.

Die «Zeit davor» ist immer noch Referenzpunkt, wenn Kubanerinnen und

Kubaner – was sie oft tun – von den Errungenschaften der Revolution sprechen und das Mass an sozialer Gerechtigkeit benennen, das sie hergestellt hat: Grundversorgung und soziale Sicherheit für alle, freie Bildung für jeden Menschen auf Kuba, freie Gesundheitsvorsorge, die niedrigste Säuglingssterblichkeit in Lateinamerika, Überwindung des Analphabetismus: Versuche, einen Sozialstaat zu schaffen in einem armen Land. Einigermassen funktionierte diese Umverteilung allerdings nur, solange die *Sowjetunion* ihre Rolle als verlässlicher Abnehmer des kubanischen Zuckers und als Erdöllieferant grossen Stils spielte, und selbst da gab es immer wieder Engpässe.



Der *Grundwiderspruch einer Wirtschaft*, die auf ein, zwei Rohstoffen (Zucker und Tabak) basierte und auch von der technischen Infrastruktur her auf die USA ausgerichtet, aber von diesen durch Ideologie und Wirtschaftsblockade völlig abgeschnitten war, blieb bestehen; mit dem Unterschied dass nun der Staat das gesamte Wirtschaftsgeschehen lenkte. Jahrzehntlang haben sich die Menschen daran gewöhnt, alles, was nicht zur Grundversorgung gehört, teuer erstehen zu müssen; auf zwei Märkten einzukaufen und in zwei Währungen zu bezahlen, in Dollars (seit kurzem in sogenannten konvertiblen Pesos), die man sich be-

Strasse in Matanzas

schaffen musste – von der Familie oder von Freunden im Ausland, durch teilweise in Devisen entlohnte Arbeit zuhause. Oder eben auch dadurch, dass man sich etwas einfallen liess: Die theologische Fakultät in Matanzas baute ein Gästehaus für Gäste aus dem In- und Ausland.

Nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums brach auch das bevorzugte Wirtschaftsabkommen mit der UdSSR und anderen Staaten des sozialistischen Europa zusammen. Der von Fidel Castro 1990 verkündete «Periodo Especial in Tiempos de Paz», die *Spezialperiode in Friedenszeiten*, verlangte den Menschen in Kuba in den Neunzigerjahren beträchtliche Opfer ab. Dem zentralistischen Staat fehlten zunehmend die Mittel, um weiterhin den Segen für alle fließen zu lassen. Die Kubanerinnen und Kubaner mussten sich – vor allem in den Städten – auf traditionelle Mittel der Selbstversorgung besinnen: Die Balkone und Dächer Havanas wurden in Gärten und Ställe umfunktioniert und so manches Schwein fristete sein Leben in der Badewanne oder im Waschtrog.

Als die kubanische Theologin Ofelia Ortega 1992 Rektorin der theologischen Fakultät in Matanzas wurde, hat sie sofort auf einem ungenutzten Hügel des weitläufigen Grundstücks einen Gemüsegarten anlegen lassen. Die ausgedehnten Terrassen versorgen heute die Mensa der Fakultät mit Saisongemüse. In den Jahren des Periodo Especial begannen die *Kirchen* auch wieder, sich *karitativ* zu betätigen, etwa älteren Menschen mit notorisch kleinen Renten Mahlzeiten zu offerieren.

Alltag: Essen, wohnen, arbeiten

Essen in Kuba ist auch heute noch von *Kargheit* geprägt, auch wenn das für Besucherinnen und Besucher, vor allem im All-inclusive-Tourismus, wo sich die Buffets oft biegen, nicht unbedingt einsichtig ist.

Prekärer als die Nahrungsversorgung

ist die *Wohnsituation*. In den fast 47 Jahren, die seit dem 1. Januar 1959 vergangen sind, wurde wenig in die Erhaltung und Erweiterung der Bausubstanz investiert. Mit dem Erfolg, dass das urbane Kuba im wahrsten Sinn des Wortes zerbröckelt. Erst seit die UNESCO *Alt-Havanna* zum Weltkulturerbe erklärt hat, gibt es etwas mehr Tempo in den aufwändigen Restaurierungsarbeiten, die nötig wären, um dieses Kleinod iberischer kolonialer Architektur vor dem Verfall zu retten.

Für die Menschen haben sich mangelnde Sanierung und geringes Bauaufkommen in einer ziemlich dürftigen Wohnsituation niedergeschlagen. Wohneigentum ist zwar möglich, Wohnungen werden getauscht und geteilt, aber in die Erhaltung der Bausubstanz ist zum Teil seit Jahrzehnten nichts investiert worden. Gewöhnlich leben Familien über mehrere Generationen zusammen. Das stärkt zwar den familiären Zusammenhalt und die gegenseitige Hilfe; andererseits leiden die Menschen aber auch an dem *Mangel an Privatsphäre*, der ihnen durch das Zusammenleben auf engstem Raum aufgenötigt wird. Dass es in unserer Reisegruppe den Wunsch nach Einzelzimmern gab, löste bei unseren Gastgeberinnen Erstaunen aus. Und als die Zimmer im Gästehaus der Fakultät zu knapp waren, wurden die Leiterinnen kurzerhand im Haus des Professors für praktische Theologie untergebracht – ein Stück praktische Theologie!

Ähnlich fragil wie die Wohnsituation ist das *Transportsystem*. Es gibt unzählige Witze und sogar einen Film über Busse, die kommen oder auch nicht, vielleicht erst morgen oder nächste Woche. Wenn sie dann endlich kommen, sind sie voll und ausserdem warten schon dreissig Leute, die vor einem da waren!

Der tägliche Transport zur Arbeit und zurück nach Hause wird so zu einem Geschicklichkeitsparcours, der mit List und Tücke zu bewältigen ist. Die zahl-

reichen Taxis, Privatautos, die Taxi fahren, die Dreiräder und Fahrradrickschas sind nur für Touristen billig. Sie kamen mir manchmal wie der Technologiepark eines Freilichtmuseums vor, die alten Buicks, Studebakers und Cadillacs, die vergangene Eleganz der amerikanischen Autoindustrie, die schon vor der Revolution second hand durch Havanna gerollt sind und seitdem tausendmal repariert immer noch über die Avenidas scheppern, mittlerweile als oft fotografierte Touristenattraktion.

Aber auch hier gilt die gegenseitige Hilfe und die Erfindungsgabe: Unsere Reisegruppe fuhr mit dem klappernden Bus durch die Gegend, den die US-amerikanischen «*Pastors for Peace*» (Pfarrer/innen für den Frieden) der Fakultät geschenkt hatten, ein Zeichen für die Kommunikation, die zwischen Menschen trotz Blockade und offizieller Eiszeit zwischen den beiden Staaten besteht. «*Para todos todo*» (alles für alle) stand auf der Rückseite des mit allen möglichen Sprüchen geschmückten Busses, und man wusste nicht, ist das jetzt ein religiöses Bekenntnis, oder ein revolutionäres, oder beides!

Die volkserziehende *Spruchbandkultur* gibt es natürlich noch, aber ihre Sprache klingt patriotischer und religiöser, als ich sie aus dem sozialistischen Europa in Erinnerung habe. «Die Liebe bringt Wunder hervor», stand auf einem Spruchband in einer Einrichtung für geistig behinderte junge Menschen, die zum Abschluss einer Führung durch die Sonderschule für uns tanzten und auf bewegende Weise dieses Motto bewahrheiteten.

Revolution als täglicher Mythos

Westliche Besucherinnen und Besucher fragen sich schnell einmal, warum die Menschen in diesem Land immer noch ziemlich solide *hinter der Führung Castros* stehen, und warum es trotz der fortdauernden Entbehrungen und des Demokratiedefizits zwar immer wieder

geäußerte Kritik und Unmut, aber nur vereinzelte politische Opposition gibt.

Das hängt von verschiedenen Faktoren ab, die nicht nur mit der Unterdrückung oppositioneller Kräfte zu tun haben. Regimegegner haben in mehreren grossen Auswanderungswellen die Insel verlassen. Für einen Grossteil der Bevölkerung – vor allem der älteren – stellen soziale Gerechtigkeit, Überwindung von Rassismus und Armut sowie Chancengleichheit und Solidarität *soziale Werte* dar, die sie teilen und die die Revolution für sie verwirklicht hat, auch wenn vieles offen bleibt.

Mit Stolz werden die Errungenschaften der Revolution fast Mantra-artig immer wieder erinnert. Nie habe ich das Wort «soziale Gerechtigkeit» im öffentlichen Diskurs so oft gehört. Es erinnert daran, dass Kuba ein Drittweltland im «Hinterhof» der Vereinigten Staaten war, das nach einer mehrhundertjährigen Kolonialgeschichte seit gut hundert Jahren zäh um seine *Unabhängigkeit und Selbstbestimmung* gerungen hat.

Die *US-Amerikaner*, die in der Endphase der Unabhängigkeitskriege 1898 als Retter der Freiheit und Sendboten der Demokratie auftraten, kamen nicht ohne Eigeninteressen an Besitz, Handelsbeziehungen und Kontrolle über die politischen Institutionen und blieben, zunächst übrigens, um (ähnlich wie im Irak 2003) die ersten «freien Wahlen» zu organisieren! Ihre fortdauernde Präsenz war mit erheblichen Privilegien für die USA verbunden (von daher datiert der quasi extraterritoriale U.S.-Militärstützpunkt in Guantanamo Bay).

Die Ikonen des heutigen Kuba sind bezeichnenderweise nicht nur die «Barbudos», Che Guevara und die bärtigen Kämpfer der Revolution von 1959, die in ewiger Jugendlichkeit an allen Orten die Menschen von der weiterhin bestehenden Notwendigkeit der Verteidigung des Vaterlands überzeugen sollen: *Patria o muerte, venceremos* – Vaterland oder Tod, wir werden siegen! Es sind auch

José Martí, Dichter, Philosoph und inspirierende Kraft, sowie *Antonio Maceo*, der militärische Führer der Unabhängigkeitskämpfe gegen die Spanier im späten 19. Jahrhundert, die von den Schildern entlang den Strassen strahlen. Diese Betonung der nationalistisch patriotischen Seite der Revolution – die politische Ecke, aus der Fidel Castro ursprünglich selbst stammte – stellt eine gewisse ideologische Verschiebung oder besser «Zurechtrückung» dar.

«Sozialismus bedeutet heute in erster Linie Patriotismus in Verteidigung der nationalen Unabhängigkeit» folgert der Historiker und Kubakenner *Michael Zeuske*. «*Linksnationalismus*» nennt Zeuske Kubas Experiment, unter den Bedingungen der Globalisierung einen eigenständigen Weg zu gehen: «Die Basis des ständigen Wandels waren und sind die einflussreichen Konstrukte der nationalen Selbstbestimmung und der eigenen lokalen Kultur in einer Welt der Globalisierungen.» Für viele Drittweltländer war das Mass an Selbstbestimmung, das Kuba errungen hatte, lange Zeit Vorbild, dem Sympathie entgegengebracht wurde (so haben 167 Staaten im Rahmen der Vereinten Nationen im November 2001 gegen das US-Embargo gestimmt).

Kritik ja – Dissidenz nein!

Im Alltag macht sich diese Eigenständigkeit als *Genügsamkeit* bemerkbar: Es gibt kein Elend, aber eine allgegenwärtige Kargheit, die man zwar beklagt, die aber alle teilen und die alle zum sparsamen Umgang mit vorhandenen Ressourcen nötigt; *Presse und Fernsehen* sind dürftig und doktrinär, obwohl mich zwischendrin einiges doch mehr berührt hat als die ewigen TV-Soaps und Krimiserien auf meinen vierzig Programmen zu Hause: etwa ein Interview mit einem alten Campesino aus Venezuela (anlässlich des Pädagog/innenkongresses in Havanna im Februar 2005), der mit Tränen in den Augen erzählte, wie er

mit siebzig Jahren lesen gelernt hat. Kein Moderator hat ihn dabei ungeduldig unterbrochen, und so wurde etwas spürbar von der Befreiung, die er dabei erlebte.

Der kritische Diskurs findet möglicherweise woanders statt: *Filme*, die aus Kuba kommen, gehören mittlerweile zur grossen Klasse, und die *Musik* ist ohnehin legendär, ein unübertroffenes kulturelles Amalgam voll kritischem Witz und raffiniertesten Rhythmen.¹

Schliesslich, der *Tourismus* – jahrelang verpönt, weil mit Erinnerungen an die Zeit verbunden, als Kuba Kasino und Bordell für Gäste aus den USA war – ist heute der neue Hoffnungsträger für die Diversifizierung der Wirtschaft. Hier tummeln sich Investoren und entstehen joint ventures. Der Tourismus tangiert einen kleinen Sektor der Bevölkerung und entwickelt seine eigene Dynamik: Nicht nur gibt es wieder Kleinkriminalität, Bettler, Prostituierte und die Hoffnung auf schnelle Devisen, die Hochschulabsolventinnen dazu treibt, sich um einen Posten als Zimmermädchen zu reissen. Der Tourismus zementiert auch vermarktbares Klischees der Insel, Zigarren, Rum, Salsa und einen mystisch verklärten Che. Dazu mittlerweile auch eine Nostalgie nach dem «Flair» des Havanna vor der Revolution, sowie eine esoterische Neugier gegenüber afrikanisch beeinflussten synkretistischen Religionen wie Santería oder Palo Monte.

Unmut über die anhaltenden wirtschaftlichen Probleme macht sich auch in Kritik an der Führung und in unzähligen Witzen über das Zweigespann Fidel und Raul Castro fest. Aber Kuba ist *keine Demokratie* im westlichen Sinn des Wortes. Regimegegner/innen sitzen im Gefängnis, und das offizielle Verhältnis zu den zahlreichen Exilkubaner/innen ist von Feindseligkeit geprägt. Dabei hat das Exilantendasein Tradition. Nicht erst seit den verschiedenen Auswanderungswellen unter Fidel Castro, sondern schon

ein Jahrhundert zuvor haben Menschen aus Kuba im Ausland, vor allem in den USA, ihr Glück gesucht. Ironischerweise wäre die kubanische Wirtschaft ohne die *«remesas»*, die monatlichen Zahlungen zahlreicher Exilkubaner an Familien und Freunde in der Heimat, gar nicht mehr überlebensfähig. Sie belegen heute den ersten Platz unter den Staatseinnahmen.

Kubanische *Dissidentinnen und Dissidenten* um *Oswaldo Paya* haben es immerhin fertig gebracht, anlässlich des Besuchs von Jimmy Carter auf Kuba im Mai 2002 der Asamblea Nacional eine Petition zu überreichen, die mehr als 11000 Menschen unterschrieben hatten und die eine Änderung des Wahlrechts und der Verfassung vorschlug. Fidel Castor reagierte umgehend mit einem *Plebiszit*, bei dem 98% der Bevölkerung zustimmten, den Sozialismus als unantastbares Gut in die kubanische Verfassung einzuschreiben! Aber Dissidenz war kaum zu thematisieren in den Gesprächen, die wir geführt haben: Wir gewannen dabei stets den Eindruck, dass dies weniger mit Angst vor Repressionen als mit einer subjektiv empfundenen *Bedrohung Kubas von aussen*, vor allem durch die USA, zusammenhing. Das Vaterland ist fragil und es braucht die Solidarität aller. Kritik ja – Dissidenz nein!

«Castroismus» ohne Castro?

In Fernando Perez' Film *«Suite Habana»*, der einen Tag lang den Alltag einer Reihe von Menschen begleitet, geschieht abends, nach der Arbeit, etwas ganz Erstaunliches: Die Menschen verwandeln sich. In allen stecken unerwartete und vielfältige andere Seiten. Man macht sich schön und probiert eine andere Rolle. Das haben wir auch auf unserer Reise immer wieder erlebt.

Es ist für mich ein Symbol für die Karibik, diese Region der Verschmelzungen, der Menschen- und Kulturmischungen, in der das europäische koloniale Projekt seinen Anfang genommen hat und wo sich die Kolonialherren auf

dem Rücken der unterdrückten Völker erbitterte Kämpfe um Macht und wirtschaftliche Vorteile lieferten. Aber in der Karibik haben auch die *Kämpfe um Befreiung* von Sklaverei und Kolonialismus ihren Ausgang genommen.

All das ist nicht einfach vergangen, sondern auf eine einzigartige Weise lebendig in dem Neuen, das am Entstehen ist. Auch das Experiment Kuba ist eine hybride Neuschöpfung mit vielen Facetten. Wie es weitergehen könnte, darüber gibt es unzählige Spekulationen, die alle etwas mit der *Ablösung des «Maximo Lider»* zu tun haben. Von der Angst, von den USA verschluckt zu werden, bis zum Vertrauen, dass der «Castroismus» auch ohne die Person Castro sich als tragend erweisen werde, ist alles vorhanden. Den Wunsch, dass jetzt endlich Jüngere in Entscheidungspositionen kommen, auch in den Kirchen, haben wir immer wieder gehört.

Ob sich Kuba wirtschaftlich neu erfinden kann, weg von der Konzentration auf die Zuckerproduktion des «grossen Kuba», ob eine Stärkung und Förderung eines Unternehmertums von unten möglich ist und das *«kleine Kuba»*² der Subsistenz und der erfinderischen Lösungen die Oberhand gewinnen wird, bleibt abzuwarten. Ansätze dazu, z.B. in florierenden landwirtschaftlichen Kooperativen, gibt es.

Im Reichtum seiner Menschen und Kulturen hat Kuba viele Gesichter verborgen, die sich noch zeigen könnten. Die «Perle der Antillen» kann sich verwandeln!

Danson tanzen an einem Seniorenabend in Matanzas (Zeichnungen: Christine Egger).



¹ Über kubanische Musik als politischen Diskurs vgl. A. Espiritu, *Timba as Representation*, Neuchâtel 2005

² Michael Zeuske, *Insel der Extreme, Kuba im 20. Jahrhundert*, Zürich 2004 (2. Auflage). Zeuske entfaltet die Geschichte Kubas u.a. als Geschichte des «grossen» und des «kleinen» Kuba.